

## Rechtfertigung light

von Dirk Alpermann

»Ja, ich bin schwul, und das ist auch gut so!« Mit seinem Bekenntnis hat Klaus Wowereit, der Regierende Bürgermeister von Berlin, im Juni 2001 ein geflügeltes Wort geschaffen, das längst zum Selbstläufer in Identitätsfragen geworden ist. »Das ist auch gut so« – damit rechtfertigt der Einzelne sich selbst und manifestiert seinen Anspruch auf bedingungslose Annahme. »Das ist auch gut so« steht als profanisierendes Amen unter den zahllosen Varianten von Lebensentwürfen, die unsere pluralistische Gesellschaft heute ermöglicht.

Der Ausspruch lässt im Unklaren, was daran gut ist: das Schwulsein, das Bekenntnis dazu oder beides. Er lässt auch im Unklaren, ob das nur für den Einzelnen gut ist oder für alle. Und er lässt offen, woher die Gewissheit des Gutseins kommt.

Trotzdem klingt dieses fundamentale Einverständnis mit sich selbst erst einmal sympathisch: So, wie ich bin, ist es gut. Egal, was andere davon halten. Kein Mensch außer mir selbst und kein Urteil außer meinem eigenen kann festlegen, was mich wertvoll macht. Ich bin gut, weil ich anders bin – das gilt universal, ist politisch korrekt und hört sich darüber hinaus auch noch gut evangelisch an: Rechtfertigung light.

Also auch: »Ich bin fremd, und das ist auch gut so!« Oder: »Ich bin alt, und das ist auch gut so!« Anderssein ist immer gut und entzieht sich jeder moralischen Beurteilung – außer der eigenen.

Bei genauerem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass die Selbstverständlichkeit des Andersseins von sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Voraussetzungen abhängt, in denen es als Anderssein nicht mehr auffällt, weil es zur Normalität gehört. Mit anderen Worten: Wo das Anderssein als gesellschaftliches Postulat zur Regel wird, fällt es nicht mehr aus dem Rahmen, sondern fügt sich als Konformitätsmerkmal passgenau ein. Wenn alle anders sind, sind alle gleich. Ein Blick in meine Schülerschaft reicht, um mir das zu bestätigen: Es ist schwierig geworden, sich von anderen zu unterscheiden. Die egalisierende Wirkung der digitalen Medien verstärkt diese Tendenz: Medienzugang und -kompetenz katalysieren gesellschaftliche Prozesse und werden in Zukunft noch viel stärker über soziale und wirtschaftliche Teilhabe entscheiden. Was nichts daran ändert, dass das Web 2.0 der Individuation Grenzen setzt, weil es Authentizität weder voraussetzt noch erzeugt. Erschwerend kommt hinzu, dass identitätstiftende Konflikte, in denen Lebensentwürfe reifen können, weitgehend fehlen.

Schwierig wird es dann, wenn ein Mensch durch das, was ihn unterscheidet, mit gesellschaftlichen Leitbildern kollidiert, für die bestimmte



Formen des Andersseins als Makel gelten: »Ich bin arm, und das ist auch gut so!« »Ich bin hässlich, und das ist auch gut so!« – spätestens hier geht die Gleichung aus »Anders« und »Gut« nicht mehr auf. In unserer leistungsfixierten Gesellschaft sind, trotz ihrer sozialen Durchlässigkeit und ihrer kulturellen Öffnung, neue Tabus entstanden, die bestimmten Formen des Andersseins den Zuspruch des Gutseins verweigern.

Da kann man sich selbst gut finden, so viel man will. Wenn die Bestätigung von außen fehlt, fällt es schwer, zu sich selbst Ja zu sagen.

Für mich als Christ steht deshalb fest, dass nur ein zugesprochenes Ja ein tragfähiges Fundament für meine Selbstgewissheit bilden kann. Unabhängig davon, was mich anders macht und wie anders ich bin. Unabhängig davon, wie groß die Anteile von Leistung, Schuld oder Schicksal daran sind. Erst dann ist es wirklich gut so.

*Dirk Alpermann ist Schulpfarrer am Gymnasium zu St. Katharinen in Oppenheim.*

